

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1925

35 (11.2.1925) Die Mußestunde

Aus Welt und Wissen

Das Land der Meistereindreher. Die Leistungen der „Hassadenletterer“ stellen gewiss an die Geschicklichkeit und Gewandtheit dieser Eindreher hohe Anforderungen, aber der europäische Eindreher steht in dieser Hinsicht weit hinter dem japanischen zurück, der ein unerreichter Meister in der Kunst des Eindrehens ist. Diese Verbrecher des fernsten Ostens, von denen D. Miller in einem Aufsatz erzählt, sind Akrobaten von offenartiger Geschicklichkeit, die alle die Werkzeuge und Hilfsmittel unserer „schweren Jungen“ verschmähren und sich nur auf die Geschmeidigkeit ihrer Gliedmaßen und ihre Körperkräfte verlassen. Unter den „Gorojuki“, den Mitgliedern der japanischen Diebsgilde, gilt die Verwendung von Stemmeln, Dietrichen, Gummihandschuhen usw. für „unfair“. Man verläßt sich ganz auf die Akrobatenkünste, die die Diebe von früher Kindheit an lernen und üben. Die japanischen Eindreher arbeiten so rasch und geräuschlos, daß es nicht selten vorkommt, während die Kammer aller seiner Kostbarkeiten herabkommt, während die Familie nebenan, nur durch einen Vorhang getrennt, beim Mittagessen sitzt. Die Armut und Not, die nach großen Kriegen und Unglücksfällen in Japan herrscht, macht sich in einer erhöhten Tätigkeit der „Gorojuki“ bemerkbar, und wie nach den letzten Kriegen, so ist auch nach dem furchtbaren Erdbeben Japan wieder von einer Welle von Einbrüchen überflutet. Viele Verbrecher, die sich als Seeräuber ihr Brot verdienten, sind zu dieser gewinnbringenderen Tätigkeit übergegangen, bei der es dem Geübten an Erfolg nicht fehlen kann.

Ein Land, das keine Hauptstadt besitzt! Das unter französischem Mandat stehende Syrien hat noch immer keine Hauptstadt! Dieses Erbe des im Altertum sehr frühlich bekannten Phönizien scheint, aus diesem Grunde, sich sehr unglücklich zu fühlen. Der von Frankreich eingesetzte Hohe Kommissar hat, anlässlich des französischen Nationalfeiertags, seitens der freien Radikalspartei ein Begrüßungstelegramm erhalten, worin ganz besonders der Wunsch ausgesprochen worden ist, der Herr Kommissar möge es verfügen, daß Aleppo zur Hauptstadt erhoben wird. Weiter hieß es in der Depeche die Radikalspartei würde eine andere Wahl entschieden ablehnen. Ein wichtiger Journalist nimmt dies zum Anlaß um zu bemerken, daß die besagte Stadt nur um ein paar Kilometer von der türkischen Grenze entfernt ist, was eben besagen will, daß die türkische Invasionsgefahr die Bewohner einer so unglücklich gelegenen Residenzstadt beständig beunruhigen würde.

Ein 3000 Jahre alter Fleck. Der ehemalige Generalkonsul der staatlichen ägyptischen Altertumsammlungen, Mr. Arthur Weigall, hat dieser Tage in London über die in den letzten Jahren gemachten Neuwerbungen und archäologischen Funde gesprochen. Er berichtete bei dieser Gelegenheit von dem bemerkenswerten Fund einer Malschale. In dem Gefäß befand sich eine fettige Flüssigkeit. Die Archäologen von Kairo stellten fest, daß die Malt mindestens 3000 Jahre alt sei und erkannten die Flüssigkeit als Nizinusöl an. Im Del fand man bei näherer Prüfung einen Fleck vor, dem dasselbe stattliche Alter zugesprochen wurde und der sich in der konservierenden Flüssigkeit vorzüglich erhalten hatte.

Bücherschau

Sämtliche hier verzeichneten Bücher sind durch die Volksbuchhandlung, Alsterstraße 43, Karlsruhe, zu beziehen.

„Linsen und Funken“, ist ein Jugendbuch, das längst geschrieben sein mußte! Im Zeitalter des Rundfunks, wo jeder geschickte Junge dazwischen und experimentiert, um seiner Antenne immer bessere Leistungen abzulassen, im Zeitalter der Luftüberwindung, das R. R. 8 im genialen Flug über den Ocean flürmen sah, und fähige Flieger sich in Schnelligkeitsrekorden überbieten sieht, ist das Bedürfnis nach einem Jugendbuch, das die Geheimnisse der Technik dem jugendlichen Verständnis erschließt, besonders stark vorhanden. Ernst Krafft, ein junger Ingenieur und Techniker, der Jugend im Denken und Fühlen aufs innigste verwohnen, hat in verblüffender Kürze, und doch erschöpfend alle Probleme gestreift, die einen rechten Jungen bewegen. Er weiß von fliegenden Menschen, Schnell dampfern der Luft und Seglern der Lüfte zu erzählen. Durch das ganze Buch mit seinen kühnen Prophezeiungen und Beschreibungen der praktischen Auswirkung technischer Erfindungen klingt wieder und wieder die berechtigte Frage: Wie stellt man das alles in den Dienst der Menschheit? Was kann die Technik tun, um die Menschen zu Brüdern zu machen? Dieser ethische Ernst gibt dem Buch Ernst Kraffts die besondere Bedeutung und unterscheidet

Schriftsteller: Hermann Winter. Druck und Verlag von Gess & Cie., beide in Karlsruhe, Luisenstraße 24.

es grundsätzlich von Schriften, die gleichen oder ähnlichen Stoff behandeln.

Und darum, Arbeitsmann, gib dies Buch deinem Jungen zu Weihnachten; denn hier findet ein aufgeweckter Junge eine unglaublich weite Welt, die ihn immer wieder von neuem anregt und fesselt. Hier lebt er in der Welt, um deren Verwirklichung die Arbeiterklasse in Generationen rang und hoffentlich nicht mehr Generationen lang zu ringen braucht; in einer Welt technischer Vollenbung und menschlicher Gemeinschaft. Der Ladenpreis des Buches beträgt 2,30 M.

Rätsellecke

Zahlen-Rätsel

20	10	20
20	10	20
20	10	20

Die Zahlen obiger Abbildung sind so umzustellen, daß jede senkrechte und wagerechte Reihe die Additionssumme „76“ ergibt.

Wissensarten-Rätsel

Afra Wusch

Welchen Beruf hat das Fräulein?

Auflösungen der Rätsel der Nummer der 6. Woche

Rätsel-Rätsel: Wäge jeden Gedanken auf der Goldwaage, dann sprich ihn erst aus.

Bewandlung: Kreis — Kreis.

Nichtige Lösungen sandten ein: Rudolf Schilpp, Karlsruhe.

Witz und Humor

Bei der fünften Kompagnie war ein Mann, der konnte fünf ganze Kommissbrote nacheinander essen. Das erfuhr der Hauptmann und fragte den Feldwebel: „Ist denn das wahr, daß der Wümelhuber fünf Kommissbrote essen kann?“

„Ja wohl“, sagte der Feldwebel, „wie fröhlich er.“

Der Hauptmann erzählte das nun im Kasino, wo teils, weil die anderen es ihm nicht glauben wollten, um einen Koch Sekt, daß ein Mann seiner Kompagnie fünf Kommissbrote essen konnte und sagte zum Feldwebel: „Schicken Sie mir den Wümelhuber heute abend 8 Uhr in das Kasino, der muß dort fünf Kommissbrote essen.“

Punkt 8 Uhr erschien Wümelhuber im Kasino, der Hauptmann begrüßte ihn recht freundlich und sagte ihm, er dürfe trinken so viel er wolle, wenn er nur die fünf Kommissbrote esse.

Der Wümelhuber aß drei Brote und erklärte dann, er könne nicht mehr.

„Aber Wümelhuber“, sagte der Hauptmann, „Sie werden mich doch nicht sitzen lassen, Sie müssen die fünf Brote essen.“

Der Wümelhuber würgte noch ein halbes Kommissbrot hinein, aber dann ging es wirklich nicht mehr.

Der Hauptmann war sehr ungehalten, bezahlte seine Wette und sagte am nächsten Tag zum Feldwebel: „Sie haben mir doch gesagt, der Wümelhuber könne fünf Kommissbrote essen; dreieinhalb hat er gegessen, dann ließ er mich sitzen.“

„Herr Hauptmann“, sagte der Feldwebel, „das ist mir unbegreiflich, ich habe mir den Mann um halb sieben Uhr kommen lassen, da haben wir die Geschichte noch einmal geübt, und da hat er die fünf Kommissbrote tadellos gegessen.“

Die neuen Minister der Republik. Schiele: „Du, Neuhaus, ist das nicht köstlich? Jetzt arbeiten wir an der Förderung der deutschen Republik und werden von ihr dafür noch bezahlt!“

Jahresrückblick Behandlung im Kriege. Eines Tages, an der Front, als ich durch den ersten Graben der Meserstellung ging, sah ich einen Infanteristen damit beschäftigt, eine Aneiszange und einen mittleren Schneidhammer in Ordnung zu bringen. Da mir gerade der Haken meines Knopfschlösses verbogen war, blieb ich stehen. — „Sie sind wohl Schmitz?“ — „Nein, Herr Leutnant, Zahnarzt. Ich habe diese Patienten unter den Kameraden.“ — „Und das da?“ — „Sind meine Instrumente, Herr Leutnant.“ — „Ma ja, die Zange, das kann ich noch verwenden. Wenn sie auch etwas groß ist. Aber der Hammer?“ — „Den gebrauche ich statt Chloroform.“ (III.)

Die Muße stunde

Zur Unterhaltung und Belehrung

7. Woche Karlsruhe, den 11. Februar 1925

Zeitenwende

Und unsere Zeit bedarf der Mannestaten, Der freien Stirnen und der warmen Herzen, Im rüchlichsten die Flügel auszuwerfen. Dann wird der großen Schar sie gern entraten, Die auf das Alte unverwundlich schwört, Dem Ruf der neuen Zeit ihr Ohr verlehrt, Weil ihr verhaft, was ihre Kluge für. Doch muß der Quell zuvor gereinigt werden, Aus dem das Ewig-Neue sich erhebt. Dann wird ein neuer Frühlingstag auf Erden Uns linden, daß schon wieder eine Nacht Des Irwahn's an dem Licht der Wahrheit starr, Und wie mein Wort, vom tiefen Jern entfacht, Die für das ewige Recht der Jugend war, Das täglich, stündlich sie mit Füßen treten, So weiß ich, wird die Blut der großen Zeit Auch dieses Nebel mit der Wurzel fällen. Dann wird, von Unnatur und Zwang befreit, Uns eine starke Jugend schön erheben, Von der erfüllt wir unser Streben sehen, Und wo wir selbst in Wolken Staub gezogen, Wird heitres Sonnenlicht die Nachgeborenen Mit warmen, vollen Strahlen mild umfassen. . . . Und mühen wir die Jugend auch dahin Dem Bahne geben — gleich doch Spätgewinn Wir so noch aus der schmerzlichen und verlorenen! . . .

John Henry Mackay

Mensch und Kosmos

Vor einigen Jahren wies Dr. v. Hentig auf vermutliche Beziehungen zwischen „tellurischem und sozialem Aufbruch“ hin. Ausdrücke des Bewußt, des Popocatepetl, des Aetna brachte er in Zusammenhang mit gleichzeitigen sozialen Erhebungen. Nicht als wenn diese Erhebungen nur elementaren Ursprung gehabt hätten, sondern der Ausdruck des aus dem Leben gewordenen sozialen Gefühls, dieses soziale Erwachen bekam nach jener Ansicht auch aus der uns alle haltenden gemeinsamen Naturkraft eine gewisse letzte Beeinflussung.

Zwischen hat die junge Wissenschaft vom Kosmos sich ihr Recht erkämpft. Sie vermag zwar das Wie? der Zusammenhänge zwischen Mensch und Kosmos noch nicht zu ergründen, doch hat sie als unzweifelhaft festgestellt, daß der Mensch auf seiner Erde doch noch im starken Banne des Kosmos steht.

Am tiefstgehenden kommt dieser Einfluß des Kosmos auf den Menschen in der „Frühlingstriebe“ zum Ausdruck, über die Prof. Hellpach, Karlsruhe auf dem letzten Naturforschertag in seinem ausgezeichneten Vortrage berichtete. Die ganze Menschheit, die zwischen dem 35. und 60. Breitengrade beider Halbkugeln lebt, steht unter dem Einfluß dieser Frühlingstriebe. Es ist schon lange bekannt, daß nicht nur Verwüstungen, sondern auch geschlechtliche Gewalttaten, Selbstmorde und Irrenwerden Jahr für Jahr auf unserer Halbkugel im April und Juni, auf der südlichen Halbkugel im Oktober bis Dezember eine Häufung erfahren. Diese Häufung aber ist eine kosmische Erscheinung.

Natürlich sind wir uns dieser Frühlingstriebe nicht bewußt. Aber sie ist da. Und es steht unter ihrem Einfluß in unserer Gesinnung wie bei unserer Arbeit. Nicht nur die geistigen Erscheinungen, die zum Irren führen, sind ein Teilbestand dieser Frühlingstriebe, auch unsere körperliche und geistige Leistungsfähigkeit hängt mit diesen kosmischen Wirkungen zusammen. Durch experimentelle Untersuchungen ist

bewiesen, daß dieser Einfluß des Kosmos auf die Arbeit bei Erwachsenen wie bei Schulkindern vorhanden ist. Die intellektuelle Leistungsfähigkeit z. B. sinkt unter den Wirkungen des Kosmos in der Frühlingstriebe, aber die motorische Leistungsfähigkeit steigt im Menschen kurzzeit des Frühling's.

Der Einfluß des Mondes auf Erde und Luft ist bekannt. Man spricht vom kosmischen Einfluß auf die Eisregionen der Pole, mit denen z. B. wieder der so lange milde Winter dieses Jahres in Zusammenhang stehen soll. Man weiß, daß Fleckenbildungen und Fackeln auf der Sonne Veränderungen im Wetter der Erde erzeugen und auf den magnetischen und elektrischen Zustand von Einfluß sind. Da ist ein kosmisches Einwirken auf den Menschen wirklich nicht verwunderlich. Haben wir doch alle immer wieder selber an der Wirkung des Wetters auf uns festgestellt, wie wir von ätherischen Naturereignissen abhängig sind. Ist doch auch die Einwirkung des Jön, der Gewitterwolke, der Tropen- und Höhenluft auf den Menschen bekannt.

Wie ist die kosmische Wirkung nun zu erklären? Ist die Stellung der Sonne wesentlich? Ist es Wärmegewinn, die wirkt? Oder ist es die Lichtzunahme, die dem Menschen im Frühling die Krise bringt? Wir haben Vermutungen, doch Gewisses wissen wir nicht.

Doch daß die kosmische Wirkung vorhanden ist, steht fest, und diese Tatsache ist auch für unsere Lebensgestaltung auf der Erde lehrreich. Wenn gar der Kosmos auf den Menschen, auf Körper, Geist und Seele wirkt, wie viel mehr das Leben, in dem sich der Mensch mitten befindet! Wie viel mehr die wirtschaftlichen Verhältnisse, in deren hartem Zwange der Mensch steht! Der Mensch ist nicht ein einzelnes, Er kann nicht losgelöst werden vom Ganzen. Der Mensch steht im Zusammenhange. Der Mensch steht im Banne von außen, im Zwange der Verhältnisse, unter denen er lebt. Und darum gilt es, diese Verhältnisse zu gestalten, wenn der Mensch sich entwickeln soll. Im Banne des Kosmos steht geschrieben: Aneinander, Zusammenhang, Einheit. Der Sozialismus ist die praktische Erdengestaltung im Sinne jenes ewigen kosmischen Prinzips.

Das Problem des Todes

Von Oswald Schild

Das Problem des Todes: Man wird fragen, ob denn an der alltäglichen Erscheinung des Sterbens, die wir doch täglich und stündlich an uns Menschen, an Tieren und Pflanzen jederzeit beobachten können, überhaupt etwas Problematisches vorliegt? Und da müssen wir den Satz aussprechen, daß der Tod tatsächlich zu jenen Erscheinungen in der Welt der Organismen gehört, die wohl durch ihre Alltäglichkeit leicht dazu verleiten, sie als „selbstverständlich“ anzusehen, die aber demnach sofort eine recht verschlungene Kette von Rätselfragen bilden, sobald sie in streng wissenschaftlicher Weise untersucht werden.

Mag sich auch der fromme Glaube lieber damit zufrieden geben, den Tod als eine von Gott gewollte „Erlösung von irdischer Dual“ anzusehen, so muß doch die Naturforschung, solange sie eben wahre Naturforschung bleiben will, jede Einmischung irgendwelcher übernatürlicher Faktoren ablehnen und darf bei der Lösung des Problems nur jene Hilfsmittel zulassen, die unsere Erfahrung und unser Wissen zur Verfügung stellt. Gibt es einen natürlichen Tod im Reiche des Lebendigen, und welches sind die Ursachen des natürlichen Todes? Diese Frage könnte beinahe paradox klingen, denn jeder weiß, daß nach oundsvoll Jahren die Laufbahn des Menschen durch den Tod ihren Abschluß findet. Was nach dem Tode eintritt, bleibt dem

gestellten Wissen verschlossen und nur wüßte metaphysische Spekulation glaubt auch darüber Aufschluß geben zu können.

Die Aufgabe des Naturforschers besteht nun nicht darin, Auskunft darüber zu geben, was nach dem Tode mit der geistigen Wesenheit des Lebendigen geworden ist. Er will vielmehr nur mit den Hilfsmitteln seiner Wissenschaft zu erkunden suchen, aus welchen Gründen in einem bestimmten Falle die Lebensfunktionen eines Organismus erloschen sind. Die Beantwortung dieser Frage wird manchmal sehr einfach erscheinen, weil eben der Organismus durch die Folgen irgendwelcher Krankheit nicht mehr lebensfähig war. Das ist aber bei weitem nicht die Antwort auf die Frage nach dem natürlichen Tode des Organismus. Denn wenn auch ungezählte Millionen der Gattung unserer Gewalt erliegen und durch zufällige Schädlichkeiten und Unfälle mannigfacher Art, Mord, Selbstmord, Krieg und Krankheiten zugrunde gehen, so ist das nicht ein natürlicher Tod, sondern ein durch äußere Ursachen bedingter Tod.

Die moderne Naturwissenschaft lernte das Leben samt seinen unübersehbaren Erscheinungen als einen Stoffwechselvorgang erkennen. Sie hat erforscht, wie eine einzelne Zelle stirbt, und weiß, daß deren Leben praktisch nicht von unbegrenzter Dauer ist. Sie hat aber auch erfahren, daß der Tod eines vielzelligen Organismus nach einer Krankheit nicht mit einem Schlag durch den ganzen Körper hindurch eintreten muß, sondern nur darin begründet ist, daß bestimmte Gruppen der lebendigen Substanz (vor allem das Herz), die für den normalen Ablauf des Stoffwechsels von einiger Bedeutung sind, in ihrer Tätigkeit versagen, wodurch das Schicksal aller übrigen Zellen besiegelt erscheint.

Kurz: Wie das zugeht, das wissen wir ungefähr. Aber das ist ja eigentlich nichts weiter, als nur die Feststellung der Tatsachen, aus denen der Tod besteht. Warum diese Ereignisse aber eintreten müssen, ist dadurch keineswegs restlos aufgeklärt. Nun ist aber jedes „Warum“ in der Naturwissenschaft ein tiefschürfendes „Wie“, und daß diese Klärung nicht so ohne weiteres gegeben ist, erhellt vor allem aus der Tatsache, daß für den natürlichen Tod aus Altersschwäche eine Reihe Ernährungsvorgänge namhafter Forscher vorliegen, deren Theorien ihrem hauptsächlichsten Inhalt nach nunmehr kurz skizziert seien. Vor allem ist hier die Hypothese des vor einigen Jahren verstorbenen Forschers Elias Metchnikow zu nennen. Nach seiner Ansicht ist das Alter eine sogenannte Intoxikationserscheinung, eine Vergiftung, die durch bestimmte, in ungelöblichen Mengen zeitweise in unserem Dickdarm befindliche Bakterien hervorgerufen wird. Diese Bakterien bilden chemische Verbindungen, die abwärts wie Gifte auf den Körper einwirken und gegen die der Organismus kein Gegenmittel besitzt. Auf diese Weise entsteht also eine ganz langsame, ständig fortschreitende Vergiftung, welche die Zellelemente des Nervensystems, der Leber, der Nieren usw. immer mehr schwächt und sie lebensunfähig macht. Tatsächlich verkommen ja im Alter die Zellen des Organismus, es findet eine Atrophie der Zellen, ein Schwund lebendiger Zellsubstanz statt, der sich auf den gesamten Organismus ausdehnt und durch den der Stoffwechsel eine bedeutende Abnahme erfährt. Metchnikow hat nur durch verschiedene Untersuchungen auf die Milchsäurebakterien hingewiesen, denen er einen hohen Wert für die Entgiftung unseres Darmkanals zuschreibt. Er empfiehlt daher den Genuß der bulgarischen Sauermilch Joghurt, deren Bakterien diesbezüglich besonders wirksam seien. Aber abgesehen davon, daß wir bis jetzt keinen Beweis haben, daß die saure Milch irgend einen Einfluß auf die Bakterien unseres Dickdarms ausübt und auch keinen Beweis dafür, daß dieser Einfluß für den Menschen eher vorteilhaft als schädlich sein würde, haben wir durch die Hypothese Metchnikows keine Erklärung der Altersschwäche gewonnen, und zwar ganz einfach dadurch, weil die Erscheinung des Alternens auch bei Organismen Tieren und Pflanzen vorzukommen, die keinen Dickdarm besitzen.

Sehr interessant sind die Theorien des russischen Forschers Mihailow zu anderen Gegenständen. Er sucht der Frage von einem biologischen Standpunkt aus beizukommen, ohne auf die entsprechenden Erscheinungen, wie sie überhaupt beim lebenden Organismus vorzukommen, Rücksicht zu nehmen. Er mißt der Körpergröße eine große Bedeutung bei und legt auch den Abstand der größeren oder geringeren Entfernung der einzelnen Zellen von der Oberfläche ein großes Gewicht bei.

Es ist ja tatsächlich möglich, daß diese Beziehungen für die Leistung des Körpers von Bedeutung sind, und es ist absolut nicht unwahrscheinlich, daß diese Verhältnisse mit dem zunehmenden Alter des Organismus immer wesentlich ungünstiger werden. Er vertritt ferner auch die Ansicht, daß diese Beziehungen zu Ungunsten des Zentralnervensystems wirken; dessen endgültige Fortbildung dadurch allmählich fortgeschritten, bis eben der natürliche Tod eintritt. Wenn wir nun Mihailow in seinen Ausführungen auch recht geben und seinen Schluß, daß der natürliche Tod, der Tod durch Altersschwäche beim Menschen durch degenerative Veränderungen der Nervenzellen verursacht wird, annehmen, so ist damit noch keine allgemeine, biologische Theorie des Todes aufgestellt, denn wir dürfen nicht vergessen, daß der Tod der Zellen unseres Körpers auch während unseres Lebens eine große Rolle spielt. Eine ausweichende, allgemeine Theorie des Todes darf aber nicht nur den natürlichen Tod des ganzen Körpers, sondern muß auch den natürlichen Tod der fortwährend absterbenden Zellen ins Auge fassen. Das große „Warum“ bleibt also noch unbeantwortet.

Die biologische Wissenschaft, deren raschem Aufstiege wir heute schon unendlich Wertvolles zu verdanken haben, kann uns schließlich kein Mittel an die Hand geben, das Leben des Menschen, das durch Unvollkommenheiten mannigfacher Art, die seiner Organisation anhaften, ein zeitliches Ende findet, bis zum Alter eines Menschen zu verlängern. Wohl aber zeigt sie uns die tausend Schädlichkeiten, die auf den Menschen heute einwirken und durch die er Gefahr läuft, früher zu sterben. Eine umfassende Technik des Lebens muß hier bemäht sein, auf Beseitigung oder doch Verminderung zu hinarbeiten. Und damit ist auch die Hoffnung begründet, daß an Stelle der angstlichen Todesfurcht ein Instinkt des natürlichen Todes treten werde, dem: Sterben müssen wir, aber es ist ein Unterschied, ob wir in Frieden und tolerantem Siechtum ins Alter zu kommen, oder ob wir, rückschauend auf ein arbeitsreiches Leben, die Siebzug und Achtzig überleben und in unermüdeter Tätigkeit empor zum Hochmenschlichen den Tod erwarten!

Segnalbüfte bei Pflanze und Tier

Von H. v. Bronckart

Wir sind in der Lage, unseren Lesern schon heute einen Abschnitt aus einem demnächst im Verlag Carl Neuber, Dresden, erscheinenden neuen Werk „Lebenswunder“ von H. v. Bronckart mitzuteilen.

Wenn ich von dem „Innenleben“ der Pflanze und ihren „Anpassungsversuchen“ spreche, so wird mancher mich als Pflanzkenner ansehen. Aber ich kann mich rechtfertigen. Es geht noch die Ansätze, die man haben mußte, um diese Vorarbeiten bewußten Lebens genügend zu kennzeichnen; man denke sich einmal nach, wieviel Vorgänge aus dem Gebiet des Geistes nur mit Ausdrücken aus der Körperwelt bezeichnet werden können — z. B. „begreifen, auffassen, darlegen, u. a.“ Es liegt also noch an der Armut unseres Wortschatzes, wenn die Differenz zwischen dem „Willen“ der Pflanze und unserem Willen — eine Verschiedenheit übrigens nur dem Grade nach — nicht genügend klar zum Ausdruck kommt.

Als ein weiteres Anodungsmittel ist Tieren und Pflanzen die Produktion von Gerüchen gemeinsam, die man durchaus nicht immer als „Düfte“ bezeichnen kann. Auch hier verfährt die Pflanze wieder mit Auswahl. Ist sie darauf eingerichtet, durch Fliegen befruchtet zu werden, so entströmen die Gerüche, die unseren Nasen sehr unwohl sind, denn sie erinnern uns oft an den ecklen Gestank faulen Fleisches, daher wir solche Blumen auch „Ekelblumen“ zu nennen belieben — höchst einseitige Benennung, denn den Fliegen ist dieser Duft sehr verlockend und verheißt ihnen „Nektar und Ambrosia“. Vertraut die Pflanze dagegen ihre Geschlechtsorgane dem bunten Volk der Schmetterlinge an, so lockt sie diese mit Wohlgerüchen oft so edel und köstlicher Art, daß es menschlicher Ruch trotz aller Mühe noch nicht gelungen ist, Parfüm von ähnlicher Süße und Weichheit herzustellen. Auch dies gehört zum Hochgeheimnis der Pflanze — wie es zum Vorkleid der jungen Schönen gehört, bislet mit ein paar Tropfen des jeweiligen Modeparfüms besprengt zu sein.

Wer in diesem Grenzgebiet von Biologie und Physiologie ein wenig Weisheit weiß, wird es begreifen können, daß weitaus die meisten Vorfälle als „Anpassungsversuche“ gemeint sind, zum mindesten diejenigen, die wie Morbus, Bakterien oder Amöben nur von dem einen oder dem anderen Geschlecht benutzt werden. Sünden wir diese doch gerade bei den südlichen Völkern, bei Palmbaumwäldern, Orientalen, auch wohl bei den Romanen, die ja alle viel leichter sexuell erregbar sind als wir Nordländer.

Comit wird es mir niemand verargen können, wenn ich sie zunächst als „Segnalbüfte“ anpreise und denen der Tiere gleichstelle. Denn auch diese verhalten sich zum großen Teil, sich zu parfümieren, wodurch der Mensch, den sie auf das andere Geschlecht ausüben, zweifellos erregt wird. Manchmal ist dieser Geruch für unsere Nasen nicht sehr lieblich, ich erinnere nur an den penetranten Bodengeruch blühender Bienenbäume, oder an den saueren Geruch, der von Blühdüfte brünniger Wälder und Büsche entströmt. Andere sind wieder unbedeutend in der Parfümindustrie übergegangen, so Wismar, Moschus, Ambra. Einmal gibt es unendlich gute Düfte, die von unserer stumpfen Geruchsorgane nicht mehr aufgenommen werden können, aber denen, die es an sich über flüchtigeren Stielen hinweg die Kunde zutragen, daß die Nöbte bereit ist und ihrer harnt. Das sind die Düfte der Schmetterlinge, die von besonderen Duftschuppen oder ausflüchtigen pinselartigen Organen ausgehalet werden, und von denen nur einer, der an Wasserzeit erinnert, des Morbusweissings, unser Bewußtsein erreicht — und das auch nur, wenn wir den amen Schmetterling zwischen den Fingern zerreiben.

Einer sehr seltenen „Wundenbildung“ muß ich noch Erwähnung tun, die das Problem der Blumenheute in seiner ganzen Ausdehnung gelöst hat und nun liegt, das sind die Pflanzblätter. In individuellen Entwicklungsstadien des Blütes nimmt der „Wund“ etwa die Stelle ein, die beim Farn die Fortpflanzung einnimmt. Der Botaniker nennt ihn den „Fruchtkörper“ und sagt uns, daß er nur entsteht, wenn im unterirdischen Sprossengewebe, dem „Rizel“, eine Kernvermehrung, ein Geschlechtsakt, stattgefunden hat. Er trägt dem auch nicht die geschlechtliche Generation, wie die Blüte, sondern erzeugt ungeschlechtlich durch Zellprothung eine große Anzahl von „Sporen“, die die volle Anzahl von Chromosomen tragen und zu einem vollzogenen Sprossling auskeimen können. Mit den „Sporen“ der Fortpflanzung haben sie aber nur den Namen gemein, denn sie werden nicht aus einer Mutterzelle durch Mitose erzeugt, sondern entstehen durch einfache Abkürzung von Plasmatellen, in die ein Kern hineingewandert ist.

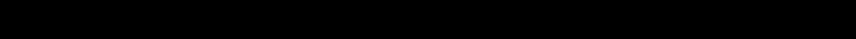
Wenn ich als erstes Beispiel für die „Blühdüfte“ die Stinkmorchel erwähle, so bringe ich damit ein nicht gerade anmutiges, aber sehr typisches und wohlbekanntes Bild. Welcher Spaziergänger im hochsommerlichen Walde kennt sie nicht, die „Hexen“, hübschere, in eine dicke, weiße Haut gehüllt, die ein Meeres, von so elastischer fester Gallerte einschließt, daß die hiesige Stodgänge, und sei sie noch so schwarz, stets davon abe-eitet! Mit der ungelieblichen Gewandtheit, die alles Blühdüfte wachstum auszeichnet, bricht aus diesem Ei ein spannender Eil herab aus lodernen, brüchigen, weißen Gewebe; dieser Eil trägt ein anliegendes Häutchen, das nur in den allerersten Jugendstadien weiß oder hellgelblich bleibt und ganz überreichend schnell zu einer dunkelbraungrünen schiefmigen Platte zerfällt, die einen Verweilungsgeruch überstirbt und ausstrahlt und die Fliegen von weither anlockt. Aberwird man sich, über an eine auf die Höhe hinauf angelegte Stinkmorchel, heranzutreten und die Gänge zu misern, die sich in der tiefen, blauen Schiere herumwagen, so findet man die guten Bekannten von Käse, Stall und Dampfkessel wieder: die schwarzen karierte Fleischstücke, die praktisch metallhaltende Schwefelstange, die Stubenfliegen, die häßliche gelbbraune Fliege, die der Volksmund „blinde Fliege“ nennt, und die stets an den überaus feuchten Orten zu Hause ist — kurzum, alle die Tiere, denen faulende Stoffe zum Leben notwendig sind. Haben sie sich gefähigt, so fliegen sie davon — und tragen in dem ganzen Leben, der ihnen anhaftet, die Sporenausfaat der Stinkmorchel neuem Lebensraum zu. Kein Zweifel also: die Stinkmorchel ist auf Instinktbesitz zur Erhaltung ihrer Art angewiesen und angepaßt und steht damit biologisch den echten Blumen gleich.

Tiere der Tiefsee

Eine weltliche Durchforschung der Tiefsee, die die Gedanken der Menschheit seit jeher mächtig erregt hat, hat erst in 19. Jahrhundert begonnen. Die erste große und planmäßige Erforschung erfolgte in den Jahren 1872 und 1876 durch die englische Challenger - Expedition. Seit dieser Zeit ist die Tiefseeforschung ein eigenes großes Studiengebiet geworden, an dem sich zahlreiche Gelehrte aus den verschiedensten Kulturländern eifrig betätigen. Das Meer das 7 Prozent der Erdoberfläche bedeckt, ist der größte Lebensbereich. Aber den Raum, den das Meer in seinen unendlichen Tiefen einnimmt und ausfüllt, ist unermesslich größer, wenn man erwägt, daß dieses gewaltige Gebiet in Durchschnitt 3775 Meter tief ist und daß man als Tiefsee das Gebiet bezeichnet, das unter der Grenze von 500 Metern unter dem Meeresspiegel liegt. So ist der überaus größte Teil der Wasserfläche der Erde. Früher war man der Auffassung, daß in diesen Tiefen wegen des zunehmenden Wasserdruckes kein lebendes Leben haften könne. Aber Forschungen ergaben, daß der Druck, der z. B. bei 4000 Metern Tiefe 40 Atmosphären und bei 6000 Metern 80 Atmosphären beträgt, für die Lebensmöglichkeiten nichts ausmacht. Die Tiere der Tiefsee können dem Druck widerstehen, weil sie selbst zum größten Teil aus Wasser bestehen, und weil das Gerüst, das dem Körper Halt gibt, dementsprechend eingetaucht ist. Ferner beherbergen diese Körper weder Gase noch Schwimmbalgen. Aufgeben können sie, da sie vielfach Wanderungen durch die Tiefen bis zu 3000 Metern unternehmen, erhebliche Druckunterschiede betragen. Auch die Temperatur, die sich in den tiefen Tiefen um ein Grad über Null bewegt und bis zum Gefrierpunkt sinkt, hindert keineswegs die Ausbreitung der Tierwelt. Von 6000 Metern ab ist die Temperatur fast immer gleichbleibend. Ein anderer Grund, daß im Meere ewige Finsternis herrsche und darum keine Lebewesen aufkommen lassen, hat heute keine Geltung mehr. Wohl aber ist die Verbreitung des Lichts bestimmend auf die Reichhaltigkeit der Lebewesen. So herrscht bei 100 Metern Tiefe die „mondlose“ Nacht, tiefer aber ist es für das bloße Auge völlig dunkel. Photographische Versuche ergaben allerdings, daß sich in der Tiefe von 1000 Metern noch die Blatte schwärzte, daß also noch Lichtwirkungen vernehmbar waren, bei 1700 Metern reagierte die Blatte nicht mehr. Die letzten vernehmbaren Strahlen in der Tiefe waren die blauen und die violetten. Da in 400 Metern Tiefe schwarze Nacht herrscht, das Licht aber die Grundbedingung allen pflanzlichen Lebens ist, hört in dieser Zone das Pflanzenleben auf. Aber der Mangel an frisch erzeugter Substanz spielt für die Ernährung der Tiefseetiere keine Rolle mehr. Denn in endloser Folge säubert die Lebewesen in den tieferen und kälteren Gebieten die Nährstoffe. Was sinkt, wird von der Tierwelt der tiefer liegenden Zone gefressen — bis auf den Meeresgrund. Aber je größer die Tiefe, um so spärlicher wird das Tierleben, weil die Nahrung knapp wird. Bis zu einer Tiefe von 6000 Metern konnten bisher Lebewesen festgestellt werden.

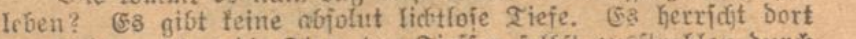
Das Tierleben der Tiefe ist vom Licht abhängig. Die Tiefsee charakterisiert sich durch: Lichtlosigkeit, Finsternis, Kälte. Und hier in diesen Gründen wohnt eine wunderbare Tierwelt, deren Erforschung sich erst in den Anfangen befindet. Besondere Merkmale sind die bizarren Formen der Tiere, ihre Größe — eine Tiefseeform ist dreihundert so groß als die gleiche Art der Küstensee — und vor allem die riesigen Dimensionen der Lebewesen, die die Tiefen zum Leben anmutend formen der Lebewesen, wie der Haie. Besonders charakteristisch ist das Verhältnis der Tiere zum Licht. Selten sind diese Wesen durchsichtig, häufig silberglänzend, die meisten sind schwarz. Viele Tiere sind mit besonderen Sinnesorganen ausgestattet, endlos langen Fühlern, die am Ende sogar noch Tastorgane tragen. Zahlreiche Lebewesen sind blind, die Augen sind rudimentäre Erscheinungen bei ihnen. Andere tragen besonders große Augen am Körper, welche tiefenleuchten, die den ganzen Kopf einnehmen. Manche Tiere haben Augen in Telestypen, die aus zahlreichen starken leuchtenden Elementen zusammengesetzt sind, andere erregen mit ihrem Glanzgeheimnis wahren Entzücken.

Die kommt es nun, daß diese Tiere in den größten Tiefen leben? Es gibt keine absolut lichtlose Tiefe. Es herrscht dort ein Licht vor, das die Tiere der Tiefsee selbst ausstrahlen durch Phosphoreszenz und dergl. Viele Lebewesen erzeugen das Licht durch eigene besondere Einrichtungen, durch Leuchtorgane, Leuchtorgane, die leuchtende Sekrete aussondern. Man hat Fische, Krebse und andere Tiefseetiere festgestellt, die an allen Stellen des Körpers ganze Batterien von Leuchtorganen besitzen, die vielfach dazu dienen, die kleineren Beutetiere anzuloden. In allen Zeichnungen und den wunderbarsten Formen glühen die Leuchtorgane oft in vielfarbigem köstlichen Licht auf der Tierhaut als wahre Wunderlampen in diesen grandiosen Tiefen. Und auch diese seltsamen Leuchtzusammenstellungen haben einen besonderen Zweck. Sie sollen andere Tiere mit dem gleichen Farben und Formen zur gegenseitigen Verfruchtung und Zeugung herbeiloden.

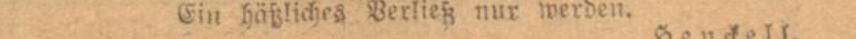
So scheint auch in den Tiefen der Meere das Wunder der Schöpfung in Fülle und Schönheit zu sein. 

Das Tierleben der Tiefe ist vom Licht abhängig. Die Tiefsee charakterisiert sich durch: Lichtlosigkeit, Finsternis, Kälte. Und hier in diesen Gründen wohnt eine wunderbare Tierwelt, deren Erforschung sich erst in den Anfangen befindet. Besondere Merkmale sind die bizarren Formen der Tiere, ihre Größe — eine Tiefseeform ist dreihundert so groß als die gleiche Art der Küstensee — und vor allem die riesigen Dimensionen der Lebewesen, die die Tiefen zum Leben anmutend formen der Lebewesen, wie der Haie. Besonders charakteristisch ist das Verhältnis der Tiere zum Licht. Selten sind diese Wesen durchsichtig, häufig silberglänzend, die meisten sind schwarz. Viele Tiere sind mit besonderen Sinnesorganen ausgestattet, endlos langen Fühlern, die am Ende sogar noch Tastorgane tragen. Zahlreiche Lebewesen sind blind, die Augen sind rudimentäre Erscheinungen bei ihnen. Andere tragen besonders große Augen am Körper, welche tiefenleuchten, die den ganzen Kopf einnehmen. Manche Tiere haben Augen in Telestypen, die aus zahlreichen starken leuchtenden Elementen zusammengesetzt sind, andere erregen mit ihrem Glanzgeheimnis wahren Entzücken.

Die kommt es nun, daß diese Tiere in den größten Tiefen leben? Es gibt keine absolut lichtlose Tiefe. Es herrscht dort ein Licht vor, das die Tiere der Tiefsee selbst ausstrahlen durch Phosphoreszenz und dergl. Viele Lebewesen erzeugen das Licht durch eigene besondere Einrichtungen, durch Leuchtorgane, Leuchtorgane, die leuchtende Sekrete aussondern. Man hat Fische, Krebse und andere Tiefseetiere festgestellt, die an allen Stellen des Körpers ganze Batterien von Leuchtorganen besitzen, die vielfach dazu dienen, die kleineren Beutetiere anzuloden. In allen Zeichnungen und den wunderbarsten Formen glühen die Leuchtorgane oft in vielfarbigem köstlichen Licht auf der Tierhaut als wahre Wunderlampen in diesen grandiosen Tiefen. Und auch diese seltsamen Leuchtzusammenstellungen haben einen besonderen Zweck. Sie sollen andere Tiere mit dem gleichen Farben und Formen zur gegenseitigen Verfruchtung und Zeugung herbeiloden.

So scheint auch in den Tiefen der Meere das Wunder der Schöpfung in Fülle und Schönheit zu sein. 

Sanatifer

Sanatifer, der finster schaut, kein schönes Haus der Freiheit baut, es kann gemäß den Grundgebirgen ein häßliches Verließ nur werden.  S. 8.